



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

*: Die Reichshauptstadt im Roman.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Körper war schuld, daß es dennoch volle fünf Tage dauerte, bis er den letzten Atemzug aushauchte. Waren diese Tage und Nächte nun auch für mich und die sonstigen Angehörigen, die selten sein Bett verließen, über alle Beschreibung ergreifend und herzerreißend, so bleiben sie mir doch eine teure, schöne Erinnerung, denn süßer Friede lag unverändert in seinen Mienen, und während er halb bewußtlos dalag, erkannte er mich noch bis zum vorletzten Tag, schlug oft seine lieben, klaren Augen nach mir auf und zog mit mattem Arm meine Hand an seine Lippen. Die Erinnerung an diese letzten Liebeszeichen werden mich, schmerzlich tröstend, durchs fernere verbödete Leben begleiten!



Die Reichshauptstadt im Roman.



aß Berlin Weltstadt im größten Sinne geworden ist, weiß jedermann, daß es ein andres Paris werden möchte und sich gewisse Auffassungen der französischen Hauptstadt, vor allem die sichere Selbstgenügsamkeit und die souveräne Gleichgiltigkeit gegen das, was auf geistigem Gebiete außerhalb der Mauern des Zentrums vorgeht und entsteht, anzueignen sucht, will von mehr als einer Seite behauptet werden. Die Unmöglichkeit aber, daß alles deutsche Leben in Berlin aufgehen könne, stellt sich mit jedem neuen Tage neu heraus und braucht nicht erst des breitem erörtert zu werden, und so wird wohl auch die Zeit fern bleiben, wo der deutsche Roman seinen einzigen Schauplatz in der Reichshauptstadt findet. Fällt es doch selbst den englischen Romanschriftstellern nicht ein, ihren umfassenden Erfindungen durchgehend die Viermillionenstadt, die denn doch noch in ganz anderm Sinne als unsre Reichshauptstadt Welten in sich einschließt, zum Hintergrunde zu geben. Es würde eine verzweifelte Armut unsrer Lebensdarsteller verraten, wenn ihnen die gesamte deutsche Welt in dem Raume zwischen Friedrichshain und Tiergarten, Wedding und Hasenhaide aufginge. Aber da diese Gefahr im Ernste nicht besteht, bleibt nur zu wünschen, daß das große und mächtige Stück deutschen Lebens, das in der Reichshauptstadt konzentriert ist, auch in der Dichtung zu bedeutender Erscheinung gelange. Ansätze sind genug dazu vorhanden, ein wirklich groß angelegter, aus der ganzen Tiefe des reichshauptstädtischen Lebens schöpfender Roman ist uns nicht bekannt. Bedeutende Episoden und sehr zutreffende Einzelschilderungen sind in erzählenden Werken Friedrich Spielhagens, Theodor Fontanes, Karl Frenzels vorhanden. Aber selbst die ausgedehnten Zeitromane Spielhagens geben doch nur ein sehr unvollständiges Bild des Lebens und Treibens der größten deutschen Stadt, und namentlich die ältern schieben die Fortschrittsmütter und Kammerweiber in

so unglücklicher Weise als Egerien der Berliner Gesellschaft in den Vordergrund, schildern die ganze Existenz Berlins so ausschließlich als die Existenz eines großen politischen Klubs, daß schon dadurch bei aller Wahrheit im einzelnen ein falscher Totaleindruck entsteht. Die spätern Spielhagenschen Romane „Hammer und Ambos,“ „Sturmflut,“ die immer nur zum kleinern Teile in Berlin spielen, erfassen allerdings auch andre Probleme als die vorübergehenden politischen Kämpfe des Tages, spiegeln das Leben und die ursprünglichere Empfindung andrer Kreise wieder als die des politisch erregten Berlin. In Fontanes und Karl Frenzels Lebensbildern („L'Adultera,“ „Frau Venus“) tritt noch viel energischer zu Tage, daß die Reichshauptstadt keineswegs nur eine Kette von Bezirksvereinen und Konsumvereinen ist, und daß trotz der Berliner Neigung, dem allgemeinen Zug und Strom zu folgen, wahrhaftig genug individuelle und individuell wertvolle Menschencharaktere und Menschenchicksale in der Masse vorhanden sind. Der Roman oder besser die Folge von Romanen, welche den Mikrokosmos der Reichshauptstadt in erschöpfender, charakteristisch bedeutender und poetisch getragener Weise darstellt, soll noch geschrieben werden.

Von Zeit zu Zeit taucht zu dieser noch zu erringenden Krone ein Prätendent auf. Seit einigen Jahren verkündet eine gewisse Kritik, daß auch Berlin seinen „Zola,“ seinen großen Naturalisten gefunden habe, welcher „dem einzigen Ideale, das der Menschheit geblieben ist, nachdem sie ihre Götter und Idole hat allgemach versinken sehen, dem Ringen nach Wahrheit, nach ungeschminkter, unverhüllter Wahrheit“ ausschließlich huldige und staunenswerte Meisterschöpfungen hervorbringe. Der so verkündete Autor nennt sich Max Krezer, und wir lernten denselben vor etwa zwei Jahren in einer Volkserzählung „Die Genossen“ zuerst kennen, welcher bei mancher Unwahrscheinlichkeit der Erfindung und einer gewissen Neigung des Verfassers zum platten Moralisiren doch die Vorzüge frischer Anschaulichkeit und schlichtkräftigen Vortrags nicht fehlten. (S. Grenzboten, 1881, IV, S. 29.) Inzwischen ist das Talent, welches der Verfasser unzweifelhaft kundgab, von gar manchen entdeckt und als ein vielversprechendes begrüßt worden. Der Autor hat rasch hintereinander einige Berliner Romane publizirt, von denen der neueste Die Verkommenen (Berlin, Friedrich Luckhardt, 1883) uns vorliegt. Handelte es sich in ihm um ein Buch, das einfach aufträte, so würde jede Kritik sagen müssen, daß in dieser Erzählung aus den Schichten der Berliner Arbeiterbevölkerung, dieser Wiedergabe ihrer Beziehungen zu der thatsächlich oder vermeintlich über ihr stehenden Welt eine Reihe vorzüglicher, lebenswahrer Schilderungen, wenn auch der unerquicklichsten Art, nicht fehlen und daß der Verfasser mit tapfrer Ehrlichkeit um Schonung, Duldung und Hilfe für diejenigen kämpft, welche an dem Widerspruch, der unsittlichen Ungleichheit der moralischen Maßstäbe für die verschiedenen Gesellschaftsklassen, an der sinn- und mitleidlosen Erfolg- und Genußjagd des modernen Lebens zu Grunde gehen und verkommen. Doch mit solcher Anerkennung ist

diesem Schriftsteller nicht mehr gedient. Er schickt dem Roman „Die Verkommenen“ eine Vorrede voraus, in welcher rundweg Würdigung für die große psychologische Bedeutung dieses Romans und die schauerliche Logik, die in ihm liegt, gefordert wird. Er läßt durchblicken, daß die „Verkommenen“ ein entscheidender Beitrag zur Lösung der „sozialen Frage,“ deren Feuer uns allen auf den Nägeln brennt, sein sollen. In hochtönenden Worten verkündet der Verfasser eine doppelte Tendenz seines Buches. „Es war ein bedeutungsvolles Wort, das einst einer der hervorragendsten Sozialistenführer im Reichstage aussprach: »Die sozialdemokratische Partei ist die einzige Partei, die noch Ideale hat.« Es war ein grausamer, für die andern Parteien vernichtender Ruhm, aber es lag ein goldnes Körnchen Wahrheit in ihm. Mag man der sozialdemokratischen Partei Vorwürfe machen, welche man wolle, das Verdienst wird man ihr lassen müssen: sie hat die ehrliche, harte Arbeit stets hoch gehalten. Und wenn menschliches Ringen und Streben nach allem Guten ein Ideal ist, dann ist die ehrliche Arbeit ein hohes Ideal, denn sie schafft das Familienglück und dieses die wahrhaftige Sittlichkeit. Wie anders der Gegensatz. Das Kapital beherrscht den Markt, es hat die Macht, der Thränen der Armen und Elenden zu lachen. Auf jener Seite bei allen Irrtümern immer ein durch die Religion des ersten Christentums begründetes, rein leuchtendes Ideal, und hier das angelebte und überlieferte Raffinement, das nur eine Parole kennt: Ausbeutung des ehrlichen, aber beschränkten Idealismus durch die arbeitscheue Genußsucht. Und damit bin ich bei der Tendenz dieses Buches angelangt.“ Zuvor aber hat Kreger als den Grundgedanken seines Wertes, dem er „aus Liebe zu beklagenswerten Kindern Ausdruck gegeben,“ einen Satz hingestellt, der mit der polemischen Tendenz der „Verkommenen“ nur in sehr lockerem Zusammenhange steht. „Ich habe mich oft fragen müssen, was für eine Unsumme von Talenten, ernststrebenden Individuen der Menschheit erhalten bliebe, wenn alle die tausend Arbeiterhepaare, die durch die Not des Daseins gezwungen sind, mit gleicher Kraft um ihren Lebensunterhalt zu ringen, imstande wären, ihren Kindern eine echt sittliche und physische Erziehung zu Teil werden zu lassen. Die Erziehung ist der eiserne Pfeiler der Moral, in ihr liegt das einstige Familienglück, das Wohl des Staates.“

„Tendenz“ und „Grundgedanken“ möchten leidlich scheinen, obschon das Ideal eines guten Bruchteils der Sozialdemokratie ganz gewiß nicht auf harte, ehrliche Arbeit, sondern darauf gerichtet ist, die arbeitscheue Genußsucht des großstädtischen Proletariats an die Stelle der arbeitscheuen Genußsucht des „angelernten und überlieferten Raffinements“ zu setzen. Derartige Schlagworte sind wie Raketen, die nach allen Seiten plazen und versengen, und vermögen am allerwenigsten die innerste Absicht und Anschauung eines poetischen Wertes zu verdeutlichen. Und was den oben wörtlich angeführten „Grundgedanken“ anlangt, so lenkt derselbe den Blick von dem, was der Verfasser eigentlich be-

absichtigen muß, entschieden ab. Ob bei unsern gegenwärtigen Institutionen eine Unsumme von Talenten der Menschheit verloren gehe, läßt sich stark bezweifeln, gewiß ist, daß es sich zunächst viel weniger um die Frage handelt, wie den etwa in gewissen Lebensschichten verkümmern den Talenten emporzuhelfen sei, als um die Frage, wie der ungeheuern Überzahl der Nichttalente, der Menschen, die auf die einfache Handarbeit ihr ganzes Dasein hindurch angewiesen bleiben, eine menschenwürdige Existenz gesichert werden könne. Sollen einmal solche Probleme, die zunächst in den Kreis des Denkers, des Staatsmannes, des Philanthropen gehören, in den des Dichters gezogen werden, so ist im höchsten Maße zu wünschen, daß sie klar und rein bleiben und daß die Lebenserscheinungen, welche der Dichter darstellt, auch in Wahrheit auf sie zurückgeführt werden können. Wir vermögen uns mit dem angeblich analytischen Roman nicht zu befreunden und bleiben dabei, daß wahrhaft dichterische Werke ein- für allemal nur aus der Teilnahme an der Fülle der Erscheinungen und nicht aus einem abstrakten Grundgedanken hervorgehen können. Doch wenn es einmal versucht werden soll, einen solchen zu verkörpern, so dürfen wir fordern, daß die Ausführung unbedingt dem vorangeschickten Satze entspreche, daß der Leser außer Stand gesetzt werde, zu andern Konsequenzen als den vom Verfasser beabsichtigten zu gelangen.

Sehen wir zu, wie der „Zola der Reichshauptstadt“ dieser Forderung entspricht. Die „Verkommenen“ enthalten die Geschichte einiger Arbeiterfamilien Berlins, hauptsächlich die Geschichte einer Familie Merk, die aus verhältnismäßig geordneten behaglichen Zuständen durch Arbeitslosigkeit und einige Irrtümer in die bodenlosen Tiefen zuerst der materiellen, dann der sittlichen Verkommenheit hinabsinkt. Die eigentliche „Heldin,“ wenn diese Bezeichnung hier angewendet werden darf, ist Magda Merk, beim Eintritt des Verfalles ihrer Familie noch ein halbes Kind, am Ende des Romans ein unglücklich verlorenes Weib, welches durch alles Elend der Berliner Halbwelt hindurchgegangen ist. Magda Merk wird, nachdem ihr Vater in der Trunkenheit ein Verbrechen begangen und zu längerer Zuchthausstrafe verurteilt worden ist, sodas die Mutter mit ihrer Arbeit für die Fortexistenz der Familie einstehen muß, Schritt für Schritt in die Schande hineingezogen. Kreßer setzt seinem zweiten Bande eine Maxime als Motto voran: „Es giebt arme, bedauernswerte Seelen, die von Natur aus reich an Gemüt, reich an Empfindung und auch reich an Geist sind, denen aber jene eiserne Grundlage fehlt, auf der allein sie ihren bürgerlichen Platz im Leben behaupten können: die strenge Selbsterziehung und durch diese die Läuterung ihres eignen Ichs. Solche arme Seelen sind wie ein schwankes, verlassenes Rohr auf einsamer Flur, das der erste Sturmwind über Nacht vernichten kann. Die Natur gab diesem Rohr die Wurzeln zum Emporstreben nach dem ewigen Licht, sie vergaß aber ihm den starken Halt zu geben, der es beschützt. So entstand ein stetes Ringen, Natur gegen Natur, Seele

Grenzboten II. 1883.

gegen Seele. Was reich an Widerstandskraft ist, kann siegen, was arm daran, muß unterliegen.“ Alle Umgebungen Magdas sind der ursprünglichen Reinheit und Scham des Mädchens so feindselig und ungünstig wie die Lage ihrer Familie; noch nach ihrem ersten Fehltritt, der eigentlich mehr ein entsetzliches Unglück als ein Fehltritt ist, könnte sie gerettet werden, wenn eine emporhaltende Hand sie ergriffe. Aber dem Proletarietkind mit der unseligen Mitgift der Schönheit strecken sich nur schmutzige, niederziehende Hände entgegen. Sie kann sich selbst durch die ehrliche Neigung, welche ihr zwei emporstrebende, aber arme junge Männer, der „Dichter“ Oskar Schwarz und der Geiger Leonhard Sirach, widmen, nicht emporhalten, sie hat in einem Mädchen ihres Standes, Rosa Jakob, die Versucherin und Veräterin zum Unheil viel zu dicht an der Seite. Und Oskar Schwarz, der eine ernstliche Leidenschaft für sie faßt, kämpft trotz seines Genies viel zu hart und armselig mit dem Leben. Er dichtet für sich Trauerspiele, wenigstens ein ganz bedeutendes Trauerspiel, und Erzählungen, die aus dem wirklichen Leben entnommen scheinen. Sein Verhängnis aber hat ihn in eine Verlagsbuchhandlung von Kolportageromanen als Gehilfen geführt, und er bleibt nicht beim Sortiren und Verpacken der gelben Hefte, in denen der würdige Verleger Werner Kentel im Verein mit hochbezahlten oder jämmerlich besoldeten Autoren den Volksmassen geistigen Fusel darbietet. Einer der Schreibflaven Kentels, der verkommene Philolog Dagobert Fisch, entdeckt die poetische Begabung des jungen Schwarz, und Herr Werner eilt den Gehilfen zum routinirten Romanschriftsteller im Stile der Kolportageautoren auszubilden. Um seine beste Kraft von dem Verleger betrogen, um das Manuscript eines Trauerspiels von dem dicken Journalisten und Dichteringegatten Joachim Joachimsthal beschwindelt, treibt der junge Mann ebenso der Verkommenheit entgegen wie seine Geliebte Magda, welche inzwischen die Maitresse eines Herrn von Kollerfelde und darnach des jungen jüdischen Bankiers Felix Rosenstiel geworden ist. Letzteres zu ihrem besondern Unheil, denn der leichtfertige junge Geldmann muß, ehe er mit Magda anknüpfen kann, zuvor ein Verhältnis zu Rosa Jakob lösen, und in dieser erwacht eine leidenschaftliche Rachsucht gegen den seitherigen Anbeter und Aushalter und die frühere Freundin. Sie gewinnt durch Liebeslungen den plumpen Arbeiter Kaulmann für sich, dem neuen „Paare“ Bitriol ins Gesicht zu gießen und Magda grauenhaft zu verwunden. Und nun wandelt sich das Herabgleiten in schnelles Herabstürzen, das Elend der Familie Merk erreicht seinen Gipfelpunkt, Merk wird wegen Diebstahls verhaftet, die kleine Tochter Magdas stirbt, Magda selbst trifft wieder mit Oskar Schwarz zusammen, der am Leben und an seiner Zukunft verzweifelnd, seiner geistigen Ehre durch Kentels Kolportageromane beraubt, in der Schnapsflasche seines Lehrers Dagobert Fisch Lösung des schmerzvollen Daseinsräthels gesucht hat. Beiden bleibt nichts weiter übrig als der gemeinsame Tod, den sie in den Fluten eines Sees suchen. Magdas Leiche wird an die Anatomie abgeliefert, und dahin kommt ihr talent-

voller jüngerer Bruder Franz Merk, der inzwischen Schüler der Akademie der bildenden Künste geworden ist, und zeichnet die Leiche seiner armen Schwester. „Als er nach einer Stunde wieder vor dem Direktor stand, um sich zu verabschieden und zu bedanken, fragte ihn dieser leutselig: „Nun, haben Sie gefunden, was Sie gesucht. Das »Ja« klang tonlos, denn es kam aus einer gequälten Brust, in der soeben eine Saite gesprungen war.“

Grell und roh, wie die ganze Erfindung des Romans ist, erscheint auch der Ausgang; das düster beleuchtete Nachtstück, mit dem er schließt, gemahnt ebenso wie ganze vorangehende Szenenreihen in bedenklicher Weise an gewisse Effekte jener Romane aus Werner Kentels Verlag, welche der Autor mit Recht so bitter kritisiert. Gleichwohl dürfen der etwas grobe Zuschnitt der durchgehenden Geschichte und die starken psychologischen Unwahrscheinlichkeiten der Charakteristik uns nicht abhalten, die Vorzüge und Verdienste der Krezerschen Erzählung zu würdigen. Und diese Vorzüge liegen nicht sowohl in der Haupterfindung und Haupthandlung, in der eine Reihe von Unmöglichkeiten und grellen Effekthäufungen den beabsichtigten Eindruck schwächen, statt ihn zu erhöhen, als in zahlreichen Episoden des Romans, welche von rascher, scharfer Beobachtung und lebendiganschaulicher Wiedergabe des Beobachteten zeugen. Die Szenen im Geschäft des Pfandleihers Laib und seiner Gattin Serena, die ganze Reihe der Szenen, in welchen der „Künstler“ Emanuel Sängerkrug und Fräulein Dorchon einander unentbehrlich werden, ohne zu ahnen, daß sie Vater und Tochter sind, die Begegnung von Rosa und Magda mit den Herren von Busche und Kollerfelde in der Passage, die Premiere der Tragödie „Don Pablo“ von S. im Thale im Berliner Nationaltheater und manche andre erweisen, daß Krezer nicht bloß mit dem größten Pinsel malen, sondern feiner und charakteristischer zeichnen kann. Freilich scheint seine Grundstimmung derart, daß sie ihn absolut nur das Häßliche, Widrige, Verächtliche im Leben der Reichshauptstadt sehen läßt, den Kreisen der „Verkommenen“ stehen Kaufleute, Bankiers, Journalisten und Schöngeister der niedrigsten Sorte gegenüber. Gewisse Übertreibungen abgerechnet, wird niemand bestreiten, daß man den Herren Moritz Laib, Felix Rosenstiel und Joachim Joachimsthal, den Damen Serena Laib, Selma Joachimsthal jeden Tag auf den Straßen Berlins begegnen kann. Aber daß sie Berlin wären, daß sie und nur sie den Arbeiterkreisen der großen Stadt gegenüberstünden, wird der Verfasser doch keinen Augenblick behaupten wollen. Und so ist es ein Grundmangel dieses Tendenzromans, daß die ganze ungeheure Zahl der Existenzen, welche zwischen den Verkommenen und ihren Ausbeutern stehen, auch nicht durch eine einzige Gestalt vertreten erscheint, daß nicht ein Lichtstrahl in die niedrigen und eleganten Schmutzwinkel fällt, welche Krezer den Augen seiner Leser enthüllt. Selbst vom Standpunkte des rücksichtslosen Tendenzschriftstellers aus ist das ein Fehler; ein Dichter mit den Anschauungen und Überzeugungen des Verfassers dürfte vielleicht behaupten, daß das Vor-

handensein der bessern Naturen in dem ungeheuern Kampfe zwischen den Glenden und ihren Bedrängern nutzlos sei, aber Nichtkenntnis dieses Daseins affektiven oder es thatsächlich nicht kennen, steht dem Sittenschilderer schlecht an.

Die Erfindung vom Schicksal des hochbegabten Oskar Schwarz ist so unglücklich als möglich. Der Verfasser ist hier wie ein Maler verfahren, der auf ein- und demselben Landschaftsbilde einen Erntetag mit Gewitter und einen Wintertag darstellte. Die Schicksale des Oskar Schwarz sind nur denkbar, wenn er einer jener Autodidakten ist, die über die armseligste Nachahmung schlecht verdauter Lektüre und die dilettirende Eitelkeit nicht hinauskommen, wenn also seine Erzählungen wirklich Herrn Werner Kentel bedürfen und seine Tragödie zu jener der Frau Selma Joachimsthal in demselben Verhältnisse steht, wie seiner Zeit Ehren-Bacherls „Cherusker in Rom“ zu Halsms „Fechter von Ravenna.“ Ein solcher aufstrebender Schreiber kann in die Hände des Herrn Kentel und Dagobert Fisch fallen und kann in seiner verzweifelten Hilfslosigkeit schließlich zur Schnapsflasche greifen und mit einem Mädchen wie Magda Merk enden, wie uns hier geschildert wird. Ein wirkliches Talent mit wirklichen Leistungen, obschon es in unsern sozialen und literarischen Zuständen keineswegs vor dem Untergange geschützt ist, geht nicht auf die Weise zu Grunde, die Max Kreker uns vorführt. Dem Naturalismus des Autors fehlt das einzige, was den Naturalismus erträglich machen kann, die schlichte Hingabe an die Erscheinung, er ist mit einem falschen und theatralischen Pathos versehen, das seine beabsichtigten Wirkungen in Hauptmomenten wieder aufhebt. Ohne dies Pathos zweifeln wir nicht, daß der Schriftsteller einen Fortschritt machen würde, der für vollkommene Leistungen unumgänglich ist. Die Wurzeln des sozialen Glends und der ungeheuern Mißverhältnisse liegen hier und da so offen und bloß, wie der Verfasser der „Verkommenen“ uns glauben machen will. Aber meist liegen sie viel verborgener, meist verschlingen sie sich mit den Wurzeln des Besseren und Keimkräftigen in unserm Leben, und die Aufgabe des Dichters ist eine andre, als die photographisch treuen Abbilder von einigen der häßlichsten und widrigsten Möglichkeiten zu geben. Die typischen Gestalten und typischen Schicksale, welche Kreker in den „Verkommenen“ zeigt, würden seine Katastrophen nicht herbeiführen können, und die besondern Mittel, deren er sich dazu bedient, können nicht glücklich genannt werden.

Wie weit sich die Reichshauptstadt im Spiegel solcher Berliner Romane erkennt, müssen wir dahingestellt sein lassen. Uns Draußenstehenden will es bedünken, als sei es seiner Zeit in Sodom und Gomorrha zwar nicht sittlicher, aber doch ein wenig lustiger und erquicklicher hergegangen als in dem Berlin, welches Max Kreker uns schildert. Nach Zolas Prinzip hat er den falschen Schein und den Reiz von den Gegenständen seiner Darstellung hinweggenommen. Ganz gewiß liegt derselbe blaue Duft auf wurmsstichigen wie auf guten Früchten. Aber wir bezweifeln doch, daß jedesmal, wenn der Duft abgewischt wird, der

Wurmstich zu Tage treten müsse. Wir haben keine Neigung, von den sozialen Zuständen, den deutschen überhaupt und denen der Reichshauptstadt insbesondere, sehr hoch zu denken. Indes wollen wir doch noch anstehen, diese „Berliner Romane“ als getreue und erschöpfende Sittenbilder zu betrachten und die Hoffnung nicht aufgeben, daß sich Schriftsteller finden, die wahrer und schöner zugleich seien.

*



Die königliche Bibliothek in Berlin.



ie die neuesten Landtagsverhandlungen ergeben, hat es mit der Errichtung eines neuen Gebäudes für die königliche Bibliothek in Berlin noch gute Weile. So unerfreulich nun auch diese Thatsache an sich ist, so dürfte der Aufschub doch als Vorbedingung einer rechten Erledigung der für das ganze deutsche Bibliothekswesen wichtigen Angelegenheit zu betrachten sein. Noch sind auffälligerweise eine ganze Reihe von Vorfragen, deren Entscheidung für die innere Einrichtung, sowie für die Größe des Neubaus, also selbst für die Platzfrage, maßgebend sein wird, nicht einmal angeregt worden. Wenigstens nicht in der Öffentlichkeit, wohin sie ihrer Natur nach gehören, da es sich bei denselben möglichenfalls um Reformen handeln wird, denen sich das am alten haftende Publikum wahrscheinlich nur widerstrebend anbequemen wird und mit denen es nicht überrascht werden darf.

Vor allem erhebt sich die Frage, ob die große Gelegenheit nicht benutzt werden soll, um endlich einmal mit der alten Sitte des Ausleihens der Bücher von seiten der Bibliothek zu brechen. In der ganzen übrigen, d. h. nichtdeutschen Welt weiß man bekanntlich nichts von einer solchen patriarchalischen Unterstützung des häuslichen Fleißes der Unterthanen, die im Grunde nur eine Unterstützung häuslicher Bequemlichkeit ist. Das Fortbestehen dieser aus den beschränkten kleinstaatlichen und kleinstädtischen Zuständen der Vorzeit herrührenden Sitte ist heute ganz und gar überflüssig und mit Nachteilen verknüpft, welche zu ihren etwaigen kleinen Vorteilen in keinem Verhältnis stehen. Nur in einzelnen östlichen und nordischen Staaten, welche zeitweise unter deutschem Einflusse gestanden haben, mag hier und da das Ausleihen noch im Gange sein, sonst gilt allerorten als feststehende, eigentlich selbstverständliche Regel, daß die öffentlichen Bibliotheken nur in den Räumen der Bibliothek selbst benutzt werden dürfen, und wo gewohnheitsmäßig oder gesetzlich gewisse Ausnahmen zugelassen werden, da gelten dieselben eben als Ausnahmen, welche die Regel als solche bestätigen. Die Studien stehen sich sehr gut dabei. Es ist ein ganz hinfälliger Einwand, hinter welchem sich selbsttäuscherische Liebhaberei und die Knechtschaft verbirgt, welche in deutschen Landen der Hausrock samt üblichem Zubehör auszuüben pflegt, wenn das Gegenteil behauptet wird. Nach kurzer Gewöhnung